

**„Von der ‚Hochschule unter einem Dach‘ zum Campus Pappelallee
– Anmerkungen zum Gründungsprozess der Fachhochschule Potsdam“**

(Authorisierte Fassung)

Sehr verehrte Frau Ministerin, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, sehr geehrter Herr Vielhaber, liebe Kolleginnen und Kollegen aus Lehre, Forschung und Verwaltung der Hochschule, liebe Studierende, meine sehr geehrten Damen und Herren,

Mit 20 Jahren, da gelten Menschen gemeinhin als erwachsen. Als ich 1991 hier in Potsdam meine Arbeit aufnahm, bin ich aufgrund meiner Vorerfahrungen mit der These gestartet, dass man alle Hochschulen nach 20 Jahren neu gründen müsste, um eingeschliffene Routinen zu beseitigen, den Weg zu öffnen für neue Entwicklungen und alle Ressourcen wieder optimal nutzen zu können. Heute würde ich meine These anders formulieren: Eine Hochschule muss sich nach 20 Jahren neu erfinden.

Doch der Reihe nach!

Meine Aufgabe heute besteht darin, Ihnen einige Erfahrungen und Gedanken zu den ersten zehn Jahren der Hochschule zu vermitteln. Eine Zeit, die angesichts ihrer Intensität doppelt zählt. Darum kann und will ich mich angesichts der zur Verfügung stehenden Zeit nur auf einige wenige Gründungsgedanken, Entwicklungen und Ereignisse konzentrieren:

Erfahrungen/Historie

Als mich am 17. Juli 1991 der Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, Herr Dr. Enderlein, bat, mich am Aufbau der Fachhochschule Brandenburg-Potsdam am Standort Potsdam zu beteiligen, sagte ich spontan zu und traf bereits am 01. August in Münster den Beauftragten für die Gründung der Fachhochschulen in Brandenburg, Prof. Dr. Peter Schulte und die Referatsleiterin Fachhochschulen im MWFK Brandenburg, Gabriela Lichtenthäler, wo wir vereinbarten, zum Beginn des Wintersemesters 1991 den Studiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik zu gründen, neue Studierende im 1. Semester aufzunehmen und den Studierenden des dritten Semesters der Prof. Dr. Karl-Gelbke-Schule für Gesundheitswesen und Sozialfürsorge die Möglichkeit zu geben, an der Neuen Hochschule ihr Studium fortzusetzen.

Am 13. August war ich dann in Potsdam und erfuhr in meinem ersten Telefongespräch vom damaligen Oberbürgermeister der Stadt Potsdam, dass es ihm zwar sehr leid tue, aber die neue Hochschule - nicht wie von der Landesregierung und dem Wissenschaftsrat vorgesehen - in den Räumen der ehemaligen „Prof. Dr. Karl Gelbke- Fachschule“ in der Berliner Straße

gegründet werden könne, weil das Gebäude als Oberstufenzentrum der Stadt Potsdam vorgesehen sei. Man wolle mir aber helfen, außerhalb Potsdams in Neufahrland in der Berufsschule des Autobahnkombinats eine Unterkunft zu finden. Übergangsweise könne die Hochschule bis Anfang Oktober einige Büroräume in der Gelbke-Schule für die Gründungsarbeiten und die Immatrikulation der Studierenden nutzen.

Mit nichts anderem als der Einladung des Ministers in der Hand beantragte ich die Abordnung von zwei Hochschullehrern aus Düsseldorf und Berlin, die Interesse an der Neugründung der Hochschule signalisiert hatten, ließ mir vom Bildungsministerium einige Mitarbeiterinnen der Gelbke-Schule aus, veröffentlichte Stellenausschreibungen und bereitete die Immatrikulation der Bewerber um einen Studienplatz vor. Die Informationen und Aushänge für die neuen Studierenden wurden von der Leitung des Oberstufenzentrums, die befürchteten, mit der neuen Hochschule das Gebäude teilen zu müssen, abgerissen. Und so konnte man Anfang Oktober in der PNN als Überschrift lesen: „Professor Knüppel immatrikuliert Studenten in einem Gebäude, das ihm nicht gehört“. Wie gut, dass der Journalist nicht wusste, dass es die Hochschule noch gar nicht gab.

Dennoch wurden 114 Studierende des ersten und dritten Semesters für den Studiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik immatrikuliert und für 30 Absolventen der Gelbke-Schule ein Aufbaustudium vorbereitet, das diesen in zwei Semestern den Weg zum Diplom ermöglichen sollte.

Am 20. Oktober wurde endgültig entschieden, dass die Hochschule das Gebäude räumen müsse.

Am 21. Oktober wurde in der Gelbke-Schule das erste Semester der neuen Hochschule eröffnet, die durch das Brandenburgische Hochschulgesetz vorbereitet, mit der Bestätigung der ministeriellen Rechtsverordnung durch den Landtagsausschuss für Wissenschaft und Forschung aber erst am 22. Oktober gegründet war.

Am 28. Oktober begannen die Lehrveranstaltungen der neuen Hochschule mit dem Wintersemesternotprogramm im „Hochzeitssaal“ der Gaststätte „Zur Römerschanze“ – einer alten Turnhalle - in Neufahrland. Mit ausgeliehenen Mitarbeiterinnen, ProfessorInnen und Lehrkräften, Stühlen, Tischen, Tafeln von der Universität Potsdam etc. wurde das Versprechen des Ministers an die Studierenden, im Wintersemester mit dem Studium beginnen zu können bzw. dieses nahtlos fortzusetzen, eingelöst.

Zu diesem Zeitpunkt gab es keine funktionierenden Telephone, keine Haushaltsmittel, keine Mitarbeiterstellen, und keine Perspektive für den endgültigen Standort der Hochschule. Verhandlungen mit potentiellen Lehrenden, Lieferanten, anderen Wissenschaftseinrichtungen führte ich, weil es billiger war, abends nach 18.00 Uhr, mit viel Kleingeld in der Tasche von der

Glienicker-Brücke aus, wo die Telekom, den Notstand voraussehend, ein halbes Dutzend neuer Telefonzellen eingerichtet hatte.

Was man wissen muss und zur Erinnerung für die Jüngeren: 1991 gab es noch keine Handys in Deutschland. Das erste sah ich im August des gleichen Jahres in New-York.

Fast 80 % der Liegenschaften Potsdams standen unter Eigentumsvorbehalt und der flächendeckende Einsatz von Computern in Lehre und Forschung hatte gerade erst begonnen.

Meine Bitte um Unterstützung bei der Findung geeigneter Gebäude in Potsdam wurde durch den damaligen Oberbürgermeister mit einem hilflosen Achselzucken und vom damaligen Baudezernenten mit der Frage: „Um Himmels willen, was sollen wir mit soviel Studenten?“ beantwortet. Der einzige, der sich überhaupt für diese Frage interessierte, war der Leiter des Stadtplanungsamtes, Richard Röhrbein, der sofort die Entwicklungschancen für die Stadt erfasste und fortan die Hochschule in ihren Bemühungen nachdrücklich unterstützte. Schon damals erschien mir die Stadt Potsdam wie ein Sonntagskind, dem alles zufällt, das aber beim Wuchern mit seinen Pfunden nicht immer glücklich agiert.

Dank der Hilfe des Gründungsrektors der Universität, Prof. Dr. Rolf Mitzner, konnte im Februar 1992 das Gebäude Friedrich-Ebert-Straße 4 der Universität Potsdam für die weitere Planung zum Wintersemester 1992/93 gesichert werden, denn die Räume in der Straßenbaufachschule standen nur bis zum Sommer 1992 zur Verfügung.

Am 30. September wurde das Wintersemester 92/93 mit 317 Studierenden in fünf Studiengängen in der Nikolaikirche eröffnet unter großer Beteiligung der Öffentlichkeit, - Ministerpräsident, Oberbürgermeister, Landräte, viele Landtagsabgeordnete, der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, der Vorsitzende der ARD-Rundfunkanstalten, der als Geschenk die Bibliothek des Deutschen Funk- und Fernsehens der DDR mitbrachte, die führenden Vertreter der Wirtschaft, die Rektoren der übrigen Hochschulen Brandenburgs, viele Bürger Potsdams und natürlich alle Studierenden waren gekommen. Neu waren die Studiengänge Architektur, Bauingenieurwesen, Kommunikationsdesign und Archivwesen.

Damit war die Hochschule wieder in Potsdam angekommen. Übel vermerkt wurde in Teilen der Öffentlichkeit, dass die Hochschule im neuen Gebäude die große Turnhalle zur Bibliothek umfunktioniert hatte. Inzwischen war die Hochschule auf 29 Mitarbeiter, davon 10 Professoren angewachsen. Alle

Studiengänge saßen dichtgedrängt auf einer Etage und erfuhren hautnah, was in den Wissenschaftsdisziplinen der Kollegen passierte und was die Vision der „Hochschule unter einem Dach“ in der Realität bedeutet. Das war eine Herausforderung, die alle neuen Kollegen engagiert annahmen. Es gab nie eine intensivere Zusammenarbeit zwischen den Hochschullehrern, Mitarbeitern und Studierenden, als zu dieser Zeit, und das rund um die Uhr. Die zweite Hälfte des Gebäudes wurde weiter vom Wissenschaftsministerium genutzt. Nie hat das Wissenschaftsministerium engeren Kontakt mit seinen Hochschulen gehabt als zu diesem Zeitpunkt, was sich auch segensreich auf dessen Arbeit auswirkte.

Das neue Hochschulgebäude konnte angesichts seiner Größe nur als Übergang angesehen werden. So konzentrierte die Hochschulleitung ihre Bemühungen um einen geeigneten Hochschulstandort auf weitere Liegenschaften und wurde nach vielen Anläufen fündig in der Pappelallee, wo sich das Gelände der freigeräumten grauen Kaserne als Standort für den Campus der Hochschule anbot. Wer nun dachte, die Hochschule könne mit einer zügigen Baumaßnahme rechnen, hatte die Interessenlage der Teilnehmer vor Ort falsch eingeschätzt. Nicht nur eine Armada von Bundes- und Landeseinrichtungen wollte sich an dieser Stelle niederlassen, sondern die Oberfinanzdirektion Cottbus hatte in einer Nacht- und Nebelaktion die Fläche an ein Bauunternehmen des Bundes verkauft. Die Frage der Konkurrenz regelte sich auf diese Weise schnell, aber der Weiterverkauf von Teilflächen für die Hochschule an das Land Brandenburg musste durch persönliche Intervention des Wissenschaftsministers und des Finanzministers, der glücklicherweise zur Hälfte der Dienstvorgesetzte der Präsidentin der Oberfinanzdirektion war, gesichert werden.

Allerdings: Die Stadt Potsdam hatte, was einerseits sehr klug aber für die Hochschule mehr als problematisch war, die Fläche zur Abwehr von Grundstücksspekulanten mit einer Entwicklungssatzung versehen, die zu einer Steigerung des Grundstückspreises auf DM 450 pro Quadratmeter und insgesamt für die Hochschule um mehr als 25 Mio. DM führte. Natürlich bestand die Stadt darauf, dass dieser Betrag auch vom Land gezahlt wurde. Während sich zur gleichen Zeit in Deutschland andere Städte um eine Hochschule rissen, musste in Potsdam eine hohe Mitgift zur Ansiedlung aufgebracht werden. Und es bedurfte mehrerer studentischer Demonstrationen, bis Oberbürgermeister und Finanzminister sich zusammenraufte und die Hochschule nicht mehr als Geisel für die Bezahlung der Erschließungskosten für das Bornstedter Feld missbrauchten. Aber die Sprachlosigkeit zwischen Stadt- und Landesregierung, der nicht eindeutige politische Wille des neuen Wissenschaftsministers und die mangelnde Flexibilität der Bauverantwortlichen gestaltete in der Folge das Baugeschehen mehr als mühsam. Mit dem Wechsel an der Spitze der Stadtregierung hatte dann 1998 glücklicherweise auch eine Korrektur in der Wahrnehmung der neuen Hochschule durch die

Stadtverwaltung stattgefunden. Aber der Planungsverzug machte sich gravierend bemerkbar.

Zwar konnten zwei Kasernengebäuden 1994/95 und drei weitere bis 1998 saniert werden, aber es dauerte bis zum 21. Dezember 2000, bis die erste Grundsteinlegung für zentrale Einrichtungen der Hochschule erfolgen konnte. Dies war der Tag, an dem der Aufbauprozess der Hochschule unumkehrbar wurde und alle Infragestellungen durch die Politik sich erledigt hatten. Das, meine Damen und Herren ist der **Hammer (zeigen!)** für die Grundsteinlegung und Sie können sich sicher vorstellen, mit welcher Inbrunst ich den Stein, der mir vom Herzen gefallen war, ins Fundament eingefügt habe.

Ungeachtet all dieser Schwierigkeiten vollzog sich ein stürmischer Aufbau der Hochschule, die ihre regionale Verankerung über Forschung und Entwicklung, Wissens- und Technologietransfer sowie eine Vielzahl hochqualifiziert ausgebildeter Absolventinnen und Absolventen im Kontext vielfältiger internationaler Kontakte und Austauschbeziehungen entwickelte. Von Anfang an war die Hochschule Treffpunkt von Wissenschaft und Praxis im Rahmen von Kongressen, Fachtagungen und Kooperationen und wurde schnell ein wichtiger Wirtschaftsfaktor der Region und des Landes. Wir wussten, dass Arbeitsplätze in Brandenburg nur durch Wissen, Wissen und noch mehr Wissen in der Zukunft zu schaffen sind angesichts der defizitären Arbeitsplatzstruktur des Landes nach der Wende.

Bereits 1993 hatte die Hochschule als erste in Brandenburg ihre Gründungsphase mit der Verabschiedung ihrer Grundordnung, der Wahl des Konzils und des Senats abgeschlossen, so dass Anfang 1994 die erste gewählte Hochschulleitung ihr Amt antrat.

Einige Gründungsüberlegungen:

Meine eigenen Erfahrungen als Hochschullehrer hatten mich gelehrt, dass nicht nur äußere Faktoren die Entwicklung einer Hochschule behindern oder beflügeln, sondern auch innere, wie die Begrenzung auf das eigene Fach, der Rückzug auf die kulturellen Codes der eigenen Disziplin, Konkurrenzen um die knappen Mittel, persönliche Vorbehalte und Eitelkeiten gegenüber den Kolleginnen und Kollegen, auch Dünkel gegenüber Mitgliedern anderer Statusgruppen nach dem Motto: „Der Mensch fängt erst beim Professor an“.

Zur Bewältigung all dieser Barrieren entstand das Konzept der „Hochschule unter einem Dach“, das davon ausging, dass die räumliche Nähe aller Hochschulangehörigen, das unausweichliche Treffen auf den Gängen und Wegen auf dem Campus, Ebenen der Kommunikation eröffnet, die das gegenseitige Verstehen fördern, die durch Kooperation und Interdisziplinarität zu neuen und disziplinübergreifenden Erkenntnissen führen. Dazu war die

Fächerstruktur der Hochschule einfach ideal. Der Gründungssenat hatte gemeinsam mit den Gründungsdekanen Henke, Bühler und Funke sozusagen als Vermächtnis für die Hochschule Empfehlungen zur Interdisziplinarität des Potsdamer Modells verabschiedet, die fachübergreifendes Lehren und Lernen zur Grundmatrix der Struktur der jungen Hochschule machen sollten.

Mein alter Lehrer Kurt Biedenkopf hat einmal gesagt: „Der Streit ist der Vater des Fortschritts.“ Wir haben versucht, dieser Streitkultur Raum und Ausdruck zu geben. Das war nicht immer einfach, weil der Rückzug in die Begrenztheit des eigenen Faches häufig bequemer ist. Wenn man die Kollegen als Herausforderung wahrnimmt und sich dieser stellt, dann entwickelt man mit dieser Herausforderung neue Fähigkeiten, neue Sichtweisen, neue Erkenntnisse und Kooperationsmöglichkeiten. Wir haben die Studierenden kontinuierlich aufgefordert und veranlasst, ihre Lehrenden und die Hochschule herauszufordern, damit sie selbst die Kreativität und Reife entwickeln, die sie zu einem gelingenden Leben benötigen. Die Euphorie der Gründung der Hochschule, sozusagen auf der grünen Wiese, das unglaubliche Engagement der Lehrenden, der Mitarbeiter und Studierenden, sowie deren Kreativitätspotential haben die hohe Leistungsfähigkeit der Hochschule, wie wir sie heute erleben, vorbereitet.

Allerdings wurde diese Leistungsfähigkeit wegen des mangelnden Baufortschritts bis zum heutigen Tage und die ständige Infragestellung des Standortes durch die Politik von 1995 – 1999 stark beeinträchtigt.

Bundeskanzler Kohl hatte im Prozess der Vereinigung ‚blühende Landschaften‘ versprochen. Sehr schnell wurde klar, dass es dazu der Akteure bedurfte. Die Wirtschaft war höchst notleidend, Arbeitsplätze waren in großem Umfang weggebrochen, die Städte waren in einem hochsanierungsbedürftigen Zustand, die neuen Eigentumsverhältnisse waren mehr als unübersichtlich. Hier waren die Hochschulen als innovative Mittler zwischen Wissenschaft und Praxis gefragt. Sie mussten in allen Feldern neue Entwicklungen initiieren, bei Unternehmen und Verwaltungen diese fördern und die ihr anvertrauten jungen Menschen, die nun in immer größeren Scharen kamen, auf diese Aufgaben vorbereiten. Das führte sehr schnell zum Auf- und Ausbau des Wissens- und Technologietransfers. Die Fachhochschule Potsdam verstand sich frühzeitig als Innovationsagentur aber auch als Kulturraum, mischte sich mit Hochdruck in die Themen der Stadt und des Landes ein, war von Anfang an Veranstalter vielfältiger auch internationaler Tagungen und Kongresse im gesamten Leistungsspektrum, entwickelte neue Studiengänge und band das soziale Umfeld über ihr Kuratorium und die Gesellschaft der Freunde und Förderer ein, in denen wichtige Akteure aus Wirtschaft, Kultur, Politik und Verbänden vertreten waren.

Denn es war von Anfang an klar, dass ein rohstoffarmes Land wie Brandenburg darauf angewiesen war, in den wichtigsten Rohstoff des Landes, die Köpfe der jungen Menschen, zu investieren. Dazu bedurfte es in einem im öffentlichen Bewusstsein wissenschaftsfernen Land intensiver Aufklärung und Öffentlichkeitsarbeit. In diesen Zusammenhang gehörte auch die Gründung der gemeinsamen Landesrektorenkonferenz, die Kooperation mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen und die Zusammenarbeit mit den Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften. Immer wieder wurden in öffentlichen Stellungnahmen gemeinsam mit diesen Kooperationspartnern Forderungen gegenüber der Wissenschaftspolitik des Landes in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, denn: Der Primat der Politik galt nicht Wissenschaft und Forschung als zentralem Entwicklungsfaktor. Im Gegenteil: Hochschulen sollten in einer Zeit, wo die Studierendenzahlen sich vervielfältigten, in der mittelfristigen Finanzplanung des Landes umfangreiche Kürzungen in ihren Haushalten erfahren. Der Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Höhe der Steuereinnahmen wurde nicht gesehen.

Meine Damen und Herren,
 die Hochschule ist ein Ergebnis der Einheit Deutschlands, der „Wende“. Dies am heutigen Tage auszulassen, wäre unverzeihlich: Die anfangs hochfliegenden Erwartungen an das bundesrepublikanische wirtschaftliche und politische System wichen schnell der Ernüchterung. Der Rückzug in die Nostalgie, die Verklärung des alten Systems, das Jammern über heute noch vorhandene Gräben feiert immer wieder fröhliche Urständ. „Was wir für ein großes Los unverdienterweise gezogen haben“ (Bärbel Bohley), haben wir langsam begriffen und die nachfolgenden Generationen unserer Studierenden haben das auf ihre Weise realisiert.

In der Tat trafen unterschiedliche Kulturen aufeinander. Bei der Neugründung der Hochschulen kamen auch die gegenseitigen Vorbehalte und Verstehensprobleme dazu, die die Sozialisation in Ost und West mit sich brachten. Der Prozess des gegenseitigen Verstehens war anfangs mühsam aber auch verblüffend herausfordernd. An einem Ort der Begegnung, wie der Hochschule, sind die Anerkennung des Andersseins, die gegenseitige Achtung, die Öffnung für andere Kulturen eine Basis für die Schaffung „eine(r) Gesellschaft, in der Menschen ohne Angst verschieden sein können“ (Johannes Rau). Die Wende und die Nachwendezeit waren eine Herausforderung, die neue Kräfte freisetzte, eine Zeit der Entgrenzung.

Wenn Kinder in die Schule kommen lernen sie, Antworten auf Fragen zu geben, die sie nicht selbst gestellt haben. Wie wir alle wissen, fördert das nicht unbedingt die Kreativität, die wir brauchen. Wissenschaft hat die Aufgabe, Natur und Gesellschaft Fragen zu stellen. Das muss sie tun im Wissen um ihre Einbindung in den Zeitgeist der jeweiligen Kultur. Daraus haben wir abgeleitet

die Formel für uns Lehrende: „Für’s Lernen begeistern – und zwar lebenslang!“
 Nur die Neugier auf das Kommende trotz unterschiedlicher Erfahrungen, der spielerische Umgang mit den Dingen trotz des Wissens um das Ernste, die Lebensfreude trotz gelegentlicher Rückschläge und die Offenheit für neue Entwicklungen erlauben Zukunft. Wenn wir alles schon zu wissen glauben, manchmal sogar besser, hindern wir uns selbst daran, neue Wege zu gehen.

So lag uns sehr daran, unsere Studierenden für den schöpferischen Prozess des Lernens, der intellektuellen und kulturellen Eroberung ihrer Welt zu öffnen. Dazu gehörten neben dem Denken über die Fachgrenzen hinweg über gemeinsame Projekte, Weltoffenheit, die Fähigkeit zu ziviler Kommunikation mit Jedem, das Einüben von Toleranz über das preußische Toleranzedikt hinaus, das Kennenlernen anderer Kulturen und Länder.

So sollte das Studium

- zur Neugier erziehen
- laterales Denken fördern und nicht die Autobahn im Kopf
- Kreativität als Wert über den von Normerfüllung und Standardisierung stellen
- Teamarbeit fokussieren,
- Gesellschaftliches Engagement über egoistische Interessen und die eigene Karriere hinaus fördern,
- auf den Arbeitsmarkt vorbereiten auch auf die Tätigkeit als Unternehmer.

Sie sollten lernen und aushalten, dass die Wege zur Erkenntnis mühsam sind und dass es kaum letzte Wahrheiten gibt. Darum waren der Ausbau der Bibliothek als, wie Klaus Staeck sagt: „gefährliche Brutstätte des Geistes“ und Kulturraum und der Aufbau der Weiterbildung der Hochschule konsequente Folgerungen dieses Konzepts.

Kurz: Wenn unseren Studierenden das Rüstzeug für die Gestaltung ihrer Zukunft mitgegeben wird, dann entwickeln sie Selbstbewusstsein. Gebildete und selbstbewusste Menschen sind keine Rassisten und Ausländerfeinde.

Nach 20 Jahren kann man sagen, sind unsere Absolventinnen und Absolventen in allen Bereichen in Leitungspositionen angelangt. Ihre Qualifizierung schlägt sich in der Qualität ihrer Arbeit nieder.

Große Probleme bereitete während der Gründungsphase die Anwerbung neuer Mitarbeiter für die Verwaltung der Hochschule. Obwohl viele Menschen von Arbeitslosigkeit bedroht waren, bewarben sich anfangs nur wenige auf die von uns ausgeschriebenen Stellen der ihnen unbekanntem Institution ‚Fachhochschule‘. Mit Hilfe ausgeliehener Kolleginnen und Kollegen, - wie z.B.

Donar Amsel als erster amtierender Kanzler -, aus den Fachhochschulen in Düsseldorf und Bielefeld gelang es uns, eine Hochschulverwaltung aufzubauen, die als allererstes gelernt hatte, Dienstleister zu sein:

Dienstleister für die Hochschule, die sich wiederum als

Dienstleister für die Studierenden, die Region und die Gesellschaft verstand.

Die neuen Mitarbeiter lernten sehr schnell, dass sie Ideen selbst generieren oder aufgreifen sollten, die für ihren Arbeitskontext sinnvoll waren nach der Devise, wie kann man etwas besser machen. So wurden über die Anerkennung und Achtung ihrer Arbeit, die gemeinsame Erarbeitung der zu erreichenden Ziele und ständige Kommunikation des Gemeinsamen für die Mitarbeiter

Entscheidungsspielräume ausgeweitet und Identifikationsmöglichkeiten für die gemeinschaftliche Verantwortung des Projekts Hochschule geschaffen. Gerade hier spielte das Verstehen lernen zwischen Ost- und West, das gegenseitige Ausloten der Sprache, eine wichtige Rolle.

Was hätte man im Rückblick anders regeln sollen:

Zwei Fehler fallen mir sofort ein:

1. Gründung von fünf Fachbereichen, zwei wären völlig ausreichend gewesen. Die hermetische Abschließung der Fachbereiche lässt kaum Raum für Kooperationen.
2. Hochschulen in Brandenburg, das gilt auch für uns, hätten wesentlich kompromissloser mit der Politik umgehen und sie auf ihre Versäumnisse für die Zukunft Brandenburgs hinweisen müssen.

und eine Nachlässigkeit:

3. Das Leben in der Hochschule ist sehr schnelllebig. So besteht die Gefahr, dass die verstorbenen Kolleginnen und Kollegen, die die Hochschule mit aufgebaut und geprägt haben, auf deren Fundamenten sie steht, für die es keinen Ort der Erinnerung gibt, langsam in Vergessenheit geraten:
 - Margot Tripphan, die die ersten Studierenden auf dem Weg in die Nachwendezeit begleitete,
 - Karl Homuth mit seinen Ausführungen zur Analyse der Krise der Kultur als Kultur der Krise, die anstelle der Suche nach Identität, die Sucht nach Intensität treten lässt, die Funktion der Mythen herausarbeitet, die immer genutzt werden, aufbrechende Konflikte zu entschärfen, um in der Einrichtung des abgegrenzten Raumes – des Mythos – überleben zu können.
 - Harald Millonig als Initiator und Mitbegründer der ersten Stiftungsprofessur der Hochschule
 - Christa Müller als Leiterin des Sachgebiets Haushalts
 - Detlef Knopf in seinen Verdiensten um die Weiterbildung im Lande
 - Michael Strathmann mit der Begründung der internationalen Orientierung und Vernetzung des Designs in der Hochschule

- Diethelm Koch als jemand, der mit seinen Plastiken dazu aufforderte, das Anschauliche neu zu denken.

Fazit:

Statt Hochschule unter einem Dach, wenigstens oder wieder nur „hoffentlich bald“ Hochschule auf einem gemeinsamen Campus?!?, wo sich das gemeinsame Dach über die Zeit findet? Vielleicht auch noch mit einem Studentenheim!!!
Wenn es unter den verbesserten Arbeitsbedingungen gelingt, die naheliegenden Kooperationsaufgaben zwischen den Wissenschaftsdisziplinen weiter zu fördern und das Qualitätspotential der Hochschule weiter zu optimieren, dann kann die Hochschule unbeschadet politischer Rahmenbedingungen Motor für die gesellschaftliche Entwicklung und den strukturellen Wandel der Region bleiben.

Die Investitionen in die Köpfe der jungen Menschen sind das entscheidende Entwicklungspotential des an Rohstoffen armen Landes Brandenburg. Und die Landesregierung wäre von allen guten Geistern verlassen, wenn sie dies nicht endlich zu ihrem Credo machte!

Sie wissen: marode Straßen schreien, Intelligenz geht!

Erlauben Sie mir abschließend ein persönliches Wort: Für mich war die Gründung der Hochschule und die Arbeit hier eine Sternstunde in meinem nicht unbewegten Leben!

Sie werden es ertragen müssen, dass mich die Sorgen um diese immer wieder umtreiben.

Ich wünsche

den Mitarbeitern und Professoren viel Freude bei ihrer zukunftsweisenden Arbeit,

den Studierenden viel Lust auf Erkenntnis und das Ausprobieren der eigenen Fähigkeiten und

der Hochschule, - meiner, unserer Hochschule -, auch für die nächsten Jahre

- Viel Glück und Erfolg bei der Gestaltung der Region und des Landes,
- Widerständigkeit gegen die Zumutungen der Politik,
- und das Finden, Erfinden und Wiederfinden ihres Eigensinns, also dessen, was sie unverwechselbar und unersetzlich macht.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!